Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 2

Artikel: Alles wie früher
Autor: Meier, Peter E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1078992

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alles wie früher

Erzählung von Peter E. Meier

Da gestern früh das Läutwerk meines Weckers entweder nicht funktioniert hat, weil ich es am Abend vorher aufzuziehen vergaß, oder ich das Rasseln der beiden Schlaftabletten wegen nicht hören konnte, lasse ich mich heute morgen durch die Stimme des Fräuleins vom Weckdienst des Telefonamtes wekken. Vielleicht war sie gestern sehr spät zu Bett gegangen und kommt heute am frühen Morgen noch müde in der Telefonzentrale an, hängt ihren Mantel in den Kasten und vergewissert sich, ehe sie meine Nummer einstellt, daß die Haartracht ihres Spiegelbildes im Fenster, vor dem noch immer Dunkelheit ist, keinen Schaden genommen hat während der Fahrt mit dem ersten Tram in der Frühe, in welchem Männerhände Fahrkarten und Kleingeld rücksichtslos über ihren Kopf hinweg dem Schaffner entgegenstreckten.

«Guten Morgen», sagt das Fräulein, «es ist sieben Uhr.»

Mein Telefon steht auf dem Boden. Früher stand es auf einem vorspringenden Brett des Büchergestells, falls Alice die Blumen, die sie mir ab und zu brachte und dorthin stellte, wieder — wenn die meisten Blütenblätter auf meinem Schreibtisch lagen — aus der Vase genommen, sie in den Kehrichteimer gedrückt, das faulende Wasser in den Spültrog oder in die Abortschüssel gegossen und die Vase an ihren gewohnten Platz auf dem Kleiderkasten zurückgestellt hatte. Dabei war sie jeweils mit den Füßen auf meine alte Stabelle gestanden und wischte nachträglich mit der Hand über das rohe Holz, als wollte sie irgendwelche Spuren, die ihre Schuhe hätten hinterlassen können, verwischen, obwohl sie kaum den Wert der Stabelle erfassen konnte, aber wußte — und dies auch zeigen wollte —, wie sehr mir an meiner Stabelle gelegen ist. Ich hatte sie mir als erstes Stück meiner kleinen Sammlung antiken Hausrats bei einem Händler erstanden und sie auch später nicht weggegeben, als ich viele der andern Dinge — Kasten, Truhen und Tische —, die Zimmer und Estrich verstellten, verkaufte.

«Schon sieben Uhr?» frage ich zurück.

Es ist für Sekunden still am andern Ende des Drahtes.

«Hallo . . .?» Das ist die Stimme des Fräuleins vom Amt.

Das Telefon steht auf dem Teppich, über dessen Farbe ich mich mit Alice früher oft gestritten hatte, weil sie behauptete, der Teppich sei türkisfarben, obwohl er durch und durch kobaltblau ist, was sie beschämt einsehen mußte, als sie sich zu ihren kobaltblauen Caprihosen einen ebensolchen Rollkragenpullover beim Versandhaus Meister AG kaufen wollte, aber auf dem Bestellzettel ‚türkis' ankreuzte, weil dieses Wort ihrem Empfinden nach vornehmer klang und sie dann auch prompt per Nachnahme einen türkisfarbenen Pullover erhielt, den sie ebensowenig zurückzuschikken, wie ihn zusammen mit den kobaltblauen Caprihosen zu tragen wagte.

«Schon sieben Uhr», sage ich nochmals in die Sprechmuschel hinein, doch diesmal nicht fragend, sondern nur feststellend.

«Zeit zum Aufstehen», sagt das Fräulein.

«Ich bin schon aufgestanden», erwidere ich. «Ich sitze auf dem Boden», sage ich und frage sie, ob sie das lustig finde.

Sie finde das keineswegs lustig, antwortet sie, als sei sie empört, einmal etwas Unamtliches sagen zu müssen, etwas, das nicht in ihrem Arbeitsvertrag festgelegt ist und für das sie auch nicht bezahlt wird.

«Ich habe das nicht so gemeint», sage ich.

«Schon gut», sagt sie und wartet, obwohl sie jetzt ihre Pflicht schon mehr als erfüllt hat und die Verbindung unterbrechen könnte. Ihre letzten Worte klangen weder ungeduldig noch entschuldigend. Sie klangen irgendwie teilnehmend, weil sie sich vielleicht vorzustellen versuchte, wie ich auf dem Teppich sitze, auf dem kobaltblauen Teppich, wie ich mit dem Rücken an mein Schreibpult lehne, das linke Bein angewinkelt, das rechte gestreckt, mit dem nackten Fuß den hölzernen Fuß des Kleiderkastens berühre, wie ich den Kopf zurückgebeugt habe, den Nacken an die Kante des Schreibtisches gedrückt, auf dem Papier und Bücher sich durchdringen, sich an der Wand aufstapeln, übergangslos mit dem Büchergestell verschmelzen, auf dessen vorspringendem Brett die Blumen vertrocknet sind.

Und immer noch wartet sie, weil sie vielleicht an all jene denkt, die sich durch den Telefondienst wecken lassen, damit ihnen als erstes am Morgen eine warme Frauenstimme einen guten Tag wünscht.

Und immer noch wartet sie, weil sie sich an ihren eigenen Morgen erinnert, in ihrer Einzimmerwohnung am Rande der Stadt, wo sie der Wecker unsanft aus ihren Mädchenträumen riß, wo sie mit der Hand an die harte Wand mit der rauhen Tapete stieß, als sie erwachend die Arme streckte, den Lichtschalter suchte, zögerte, sich noch einmal auf das warme Kissen zurückwarf, eine Hand über ihr Gesicht strich, über ihren Hals, und immer stärker wissend, daß es ihre eigene Hand war, die ihren Körper liebkoste, endlich doch nach dem Lichtschalter griff und den Tag beginnen ließ.

Ich lege den Hörer auf den Apparat zurück.

Zwei Zigaretten sind noch in der Packung, die auf dem Schreibtisch liegt. Streichhölzer hat es in der Schublade. Ich trete an das Fenster und öffne es, denn nur hier, an der frischen, kalten Luft und nur bei der ersten Zigarette am Morgen spüre ich den echten Tabakgeschmack, fühle ich den Rauch mit derselben drohenden Stärke die Lungen ausweiten, wie früher, als ich nur eine oder zwei, höchstens drei Zigaretten täglich geraucht habe.

Im oberen Stockwerk wird die Wohnungstüre ins Schloß geschlagen, so heftig, daß der Verdunster oder Luftbefeuchter — ich weiß nicht, wie

sein terminus technicus lautet — kurz, daß dieses braune, tonerdene, gebrannte Gefäß, das am Heizungsradiator hängt und mir jeweils, wenn ich am Fenster stehe, als Aschenbecher dient, durch die Erschütterung leise klappernd an die gußeiserne Heizung schlägt. Seit über drei Wochen ist das so. Jedesmal seit drei Wochen, wenn der Dorbi die Wohnung, die er mit seiner Schwester teilt, verläßt, erzittert das ganze Haus. Sonst kann man sich über die Dorbis nicht beklagen. Das bißchen Vorhangziehen jeden Abend, das den Heizröhren nach nicht nur meine Zimmer, sondern wahrscheinlich alle Wohnungen der linken Haushälfte mit einem leicht schauerlichen Gerassel erfüllt, ist — wie Fräulein Dorbi mir einmal entschuldigend erklärte — unvermeidlich, da ihr Bruder die Vorhangschiene unglücklicherweise an den Heizröhren angeschraubt hat. Man hat vor einiger Zeit in diesem Haus viel über die Dorbis geredet: daß der Bruder mit der Schwester — und ähnliche Dinge. Man sprach nur ganz leise davon, bis die Gerüchte zwischen den Treppenstufen versickerten. Seit drei Wochen haben die Gerüchte neu zu sprießen begonnen, und wie das Papier einer Boulevardzeitung raschelt das Geflüster im Treppenhaus. Herr Dorbi habe entdeckt, daß seine Schwester einen heimlichen Geliebten habe, erzählt man sich. Und darum das unheimliche Türschletzen jeden Morgen. Vom Keller bis zum Dachstock ist das ganze Haus mit einer großen Erwartung erfüllt. «Wenn das nicht zu einem Unglück führt, will ich nicht mehr Bärmann heißen», hörte ich kürzlich Frau Bärmann aus dem Parterre zu Frau Sibli aus dem ersten Stockwerk sagen. Ueber die beiden — vor allem über Frau Bärmann — könnte ich auch eine ganze Menge erzählen, aber schließlich geht mich das alles überhaupt nichts an.

Draußen dämmert langsam der Tag. Eine Autokolonne auf der Straße schiebt sich in die Stadt hinein. Meine Zigarette ist bis zum Filter abgebrannt. Mit Mittelfinger und Daumen katapultiere ich sie zum offenen Fenster hinaus. Auf einer parabelförmigen Bahn steigt sie erst hoch, kulminiert und stürzt dann, vom Wind nur wenig abgetrieben, steil auf die Strasse hinunter, wo sie zweimal leicht aufhüpfend, vor Herrn Dorbi, der unterdessen die Treppen hinuntergestiegen ist und das Haus verlassen hat, liegen bleibt.

Jemand läutet an der Wohnungstüre. Das wird doch nicht etwa Dora sein, die mich wieder am frühen Morgen mit ihren spitzen, roten Fingernägeln — wie sie sagt — so tüchtig aufwecken will! Früher kam sie oft, bis sie eines Morgens, als sie mit dem Schlüssel, den sie mir zuvor aus der Tasche genommen hatte, um mir eine besonders hübsche Überraschung zu bereiten, die Türe öffnete und dabei mit Alice, die sie im Negligé und einem leisen Aufschrei empfing, zusammenstieß.

«Wer war diese Frau?» fragte Alice.

«Das war Frau Holliger von nebenan», sagte ich.

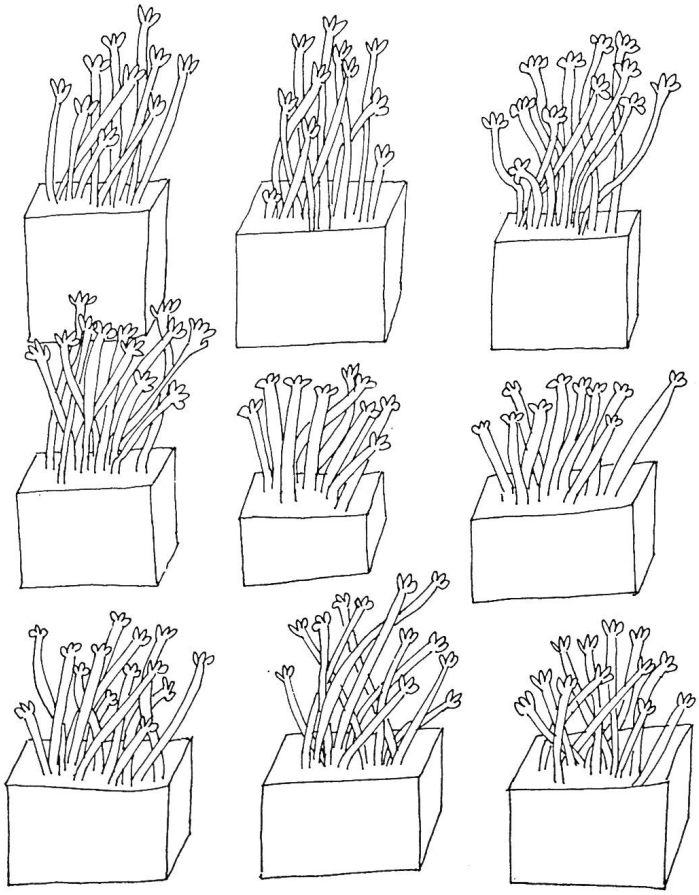
«Was wollte die in deiner Wohnung?»

«Einbrechen», sagte ich, und dann erfüllte ein herzzerreißendes Schluchzen meine Wohnung. Dasselbe am Abend:

«Wer war dieses junge Ding?» fragte Dora.

«Das war Fräulein Alice», sagte ich. Dora fragte nicht, was die in meiner Wohnung wollte, sondern Dora fing an, die herumliegenden Gegenstände im Korridor durcheinanderzuwerfen. Dabei ging eine zierliche Porzellanvase, die ich von Alice geschenkt bekam, in Scherben.

Zeichnung Peter Schweri



Alles wie früher

«Deine Vase ist zerbrochen», sagte ich ihr am andern Tag.

«Wie hast du das nur angestellt?» fragte sie und weinte, und tat, als weine sie wegen der zerbrochenen Vase.

Seit jenem Tag — es war vor wenigen Monaten — hat Dora meine Wohnung nicht wieder betreten. Sie trägt noch immer den Namen ihres Mannes, von dem sie vor einigen Jahren geschieden wurde. Ihre kleine Tochter ist jetzt wahrscheinlich etwa vier Jahre alt.

Wäre ich sicher, daß es Dora ist, die an der Türe läutet, würde ich in meinem Zimmer bleiben. Aber es scheint mir ein bißchen unwahrscheinlich, daß Dora — da Alice doch erst gestern nachmittag begraben wurde — schon jetzt wieder mit nur halb zugeknöpftem Morgenmantel und nackten Füßen auf den kalten Fliesen des Treppenhauses steht und mich mit vielversprechendem Lächeln zum gemeinsamen Frühstück einlädt. Deshalb ziehe ich die Pyjama-Jacke, die ich über den Stuhl gehängt habe, wieder an, lasse aber für den Fall, daß es doch Dora ist, wie früher jeweils, die Knöpfe offen. Trotzdem werde ich ihre Einladung ablehnen.

Es ist Dora. Ich kann sie durch den Vorhang und die Glasscheibe hindurch erkennen. Sie muß das Licht, das jetzt aus meinem Zimmer in den dunklen Korridor fällt, gesehen haben, denn sie klopft mit den Fingerspitzen hastig an die Glasscheibe. Kaum habe ich die Türe um einen Spalt breit geöffnet, stößt sie sie auf, steht auch schon mit flatterndem Mantel in meiner Wohnung und läßt die Türe leise ins Schloß einschnappen.

«Es kommt jemand die Treppe herunter», sagt sie und späht, indem sie den Vorhang leicht zurückzieht, durch das grüne, gerillte Glas, um zu sehen, wessen Schritte sie gehört hat. Dabei vergißt sie allerdings nicht, ihren kunstseidenen, hellgrünen Morgenrock von ihrer linken Schulter gleiten zu lassen, nur um Weniges, aber doch so weit, daß ich die nackte Achsel sehen kann, einen Teil des runden, vollen Oberarmes und den Ansatz ihrer Brust.

«Geh wieder hinüber.»

«Du mußt mitkommen ... du hast mir gefehlt.»

«Du hast noch Sophie.»

«Sie hat sich erkältet.»

«Dann pfleg sie gesund. Geh jetzt. Ich muß zur Arbeit. Geh!»

Ich öffne die Türe. Dora steht wieder auf den ziegelroten Fliesen. Mit der Hand streicht sie eine Haarlocke zurück, die ihr in die Stirn gefallen ist.

«Du bist dumm», sagt sie, dann wendet sie sich ihrer Türe zu, öffnet sie und verschwindet in ihrer Wohnung.

Ich kehre in mein Zimmer zurück. Ich setze mich auf die Bettkante. Ich schiebe mit dem Fuß eine Zeitung beiseite. Ich drehe das Radio an. Ein Pausenzeichen erklingt. Ich drehe das Radio ab. Ich höre einige Stimmen von der Straße. Ich höre die Kirchturmglocke ein Viertel schlagen. Ich setze mich an den Schreibtisch und nehme die Foto von Alice, die auf einem Stoß Bücher liegt, zur Hand: Alice, sitzend auf der Quaimauer am See, die Sonne auf ihrem gestellten Lächeln, die Hände auf den Granit gestützt. Im Hintergrund einige Schiffe mit hellen Segeln, dahinter das jenseitige Ufer, verschwommen und düster. Ein schwarzer Schatten zerreißt den rechten Bildrand: Jemand, der am See promenierte und zufällig von der Kamera eingefangen wurde. Vielleicht war ich dieser Fremde, denn als diese Foto entstand, kannte ich Alice noch nicht. Vielleicht entschuldigte ich mich, vor die Kamera getreten zu sein. Alice dachte: Hoffentlich hat er nicht das ganze Bild verdeckt. Mehr dachte sie damals nicht. Wir wußten nicht, daß wir uns später bei Christian wieder begegnen würden, daß wir uns auf den nächsten Tag verabreden würden und dann wieder auf den nächsten Tag und immer wieder.

Ich lege die Foto auf den Schreibtisch zurück. Um acht Uhr werde ich in das Geschäft telefonieren, um zu sagen, daß ich erst am Nachmittag zur Arbeit kommen kann. Ich öffne die Zimmertüre und trete in den Korridor hinaus. Bei Dora brennt Licht in der Wohnung. Ein schwacher Schimmer dringt durch die grüne Glasscheibe und den dünnen Vorhang bis zu mir herüber. Es ist kühl und still im Treppenhaus. Ich drücke die Klinke zu Doras Wohnung nieder. Die Türe ist nicht verschlossen.

Wasser rauscht im Badezimmer. Ich höre Dora den Boiler abstellen. Kräftig drücke ich die Türe ins Schloß.

«Ist jemand da?» Ihre Stimme klingt erschrocken. Ich bleibe lautlos im Korridor stehen. An der Decke hängt eine kleine, schmiedeiserne Laterne mit farbigen Glasscheiben. Die Wände des Korridors sind bis auf halbe Höhe mit einem kubistischen Muster tapeziert. Der Verputz darüber ist an einigen Stellen schon abgebröckelt. Über dem kleinen furnierten Kästchen hängt ein messinggerahmtes Spieglein.

Kein Laut dringt mehr aus dem Badezimmer am Ende des kurzen Korridors. Dora scheint zu lauschen, versucht sich vielleicht einzureden, kein Geräusch gehört zu haben, aber wagt es trotzdem nicht, sich mit einem Blick davon zu überzeugen. Leise läßt sie jetzt das Wasser planschen, wohl um den vermeintlichen Eindringling zu weiteren Geräuschen anzuregen. Sicher hält sie ihr Ohr ganz nahe an die Türe und hat auch schon ein Paket Waschpulver ergriffen, um den, der vielleicht im nächsten Augenblick die Badezimmertüre aufreißt, mit einer Wolke dieses feinen, weißen Pulvers zu empfangen.

Mit dem Zeigefinger tippe ich an einen der Kleiderbügel, die neben dem Spiegel hangen. Der Kleiderbügel dreht sich wie ein Karussell, schlägt an einen andern Bügel und an einen dritten.

Die Badezimmertüre springt auf. Dora steht unter dem Türrahmen. Sie setzt sich, schwer atmend, auf die weißemaillierte Badewanne und schüttelt ihren Kopf.

«Warum hast du Angst gehabt?»

«Du brauchst mich nicht so zu erschrecken!» Sie streicht sich ihre Haarlocke aus der Stirn, steht auf und schließt den Gashahn. Sie löscht das Licht im Badezimmer und tritt in ihr Wohnzimmer. «Komm, setz dich. Hast du noch nichts gegessen?»

Ich betrachte mich im Spiegel: Ungekämmt und unrasiert. Der Schlaf klebt noch in den Augen. Die Lippen sind trocken und gesprungen.

Doras Wohnzimmer hält dem Besucher alles, was ihm der Korridor verspricht: Crèmefarbene Caféhausvorhänge bis auf den Boden, lackierte, glänzende und spiegelnde Möbel. Die Glasscheibe der Buffet-Vitrine mit eingelegten Goldstäben, dahinter klingende Kristallgläser, Mokkatäßchen, kleine Püppchen, süß und herzallerliebst.

Die Uhr über der Türe steht still. Zwanzig Minuten nach drei. Ich sinke in einen der weichen großen Plüschsessel. Es hat sich nichts verändert, seit ich das letzte Mal in dieser Wohnung war. Der Fernsehapparat ist neu dazugekommen. Die Rosen, die auf dem braunen Gehäuse stehen, sind echt.

Dora bringt zwei Tassen und Besteck herein und fragt mich, ob ich lieber Kaffee oder Tee trinken möchte. Ich sage ihr, daß mir das einerlei sei.

«In dem Fall Kaffee — wie früher», sagt sie und geht wieder in die Küche.

In dem Fall Kaffee. Wie früher. Alles wie früher. Wir kehren dann in die Vergangenheit zurück, wenn wir eine alte Gewohnheit wieder aufnehmen. Und wenn wir etwas tun, das wir bereits einmal getan haben, so gehört das der Vergangenheit an.

«Tee!» rufe ich.

«Warum jetzt plötzlich?» ruft sie zurück. «Ich habe schon Kaffee aufgegossen.» Sie kommt wieder ins Wohnzimmer. «Warum willst du jetzt plötzlich Tee?»

«Hast du schon . . .?»

«Ja, ich habe bereits aufgegossen. Aber wenn du unbedingt Tee haben willst . . .»

«Tee gibt dir vielleicht weniger Arbeit.»

«Aber nicht, wenn ich schon Kaffee . . .»

«Also, Kaffee. Mir ist es einerlei.»

Dora geht in die Küche zurück.

Ich denke an Alice und versuche mir vorzustellen, wie es war, als sie von dem Auto überfahren wurde. Ich habe mich nicht nach Einzelheiten erkundigt. Wir hatten uns auf Mittag verabredet, und ich wartete vergeblich über eine Stunde. Weil ich glaubte, sie habe das Rendez-vous vergessen, rief ich ihr am Abend nicht an, sondern wollte — ein bißchen gekränkt — sehen, wie lange es wohl dauerte, bis sie sich wieder daran erinnerte. Beim Überfliegen der Zeitungsnachrichten am andern Morgen las ich von dem Unfall.

Dora bringt den Kaffee. Ihr hellgrüner Morgenmantel reicht ihr bis zu den Knien. Sie schenkt den Kaffee ein. Ich betrachte ihr Gesicht von der Seite. Dunkle Haare fallen ihr auf die Schultern. Tagsüber hat sie die Haare hochgesteckt.

«Ich muß heute früh noch zur Arbeit», sage ich.

«Wann?»

«Nach dem Kaffee.»

Dora setzt sich mir gegenüber und betrachtet mich. Ich trinke den Kaffee. Ich ertrage es nicht, daß sie mich dauernd anschaut.

«Was schaust du?»

Sie erwidert nichts. Ich drehe die leere Kaffeetasse in meinen Händen. Die Tasse hat einen Goldrand. Ich stelle sie auf die Untertasse zurück. Auch die Untertasse hat einen Goldrand.

«Bleib hier», bittet sie.

Die Hängelampe an der Decke brennt noch, obwohl es schon taghell im Zimmer ist.

Im Treppenhaus steht Frau Bärmann.

«Guten Morgen, Herr Lenz.»

Ich trete in meine Wohnung. Meine Kleider liegen im Badezimmer. Ich ziehe mich an und wasche mein Gesicht mit kaltem Wasser. Vor dem Verlassen meiner Wohnung schließe ich das Fenster im Zimmer.

Es ist kühl auf der Straße. Am Kiosk bei der Bushaltestelle kaufe ich eine Zeitung. Der Bus erscheint hinter der Kreuzung. Es ist schon Viertel vor acht. Andere Leute warten als jene, die jeden Morgen um halb acht mit mir den Bus besteigen und deren Gesichter mir schon so bekannt sind, daß ich, wenn ich einem von ihnen abends zufällig begegne, mich fragen muß, wo ich dieses Gesicht schon so oft gesehen habe, und dann nicht weiß, ob ich grüßen sollte.

Die Leute an der Haltestelle drängen sich. Der Bus rollt mit offenen Türen noch einige Meter weiter. Hinten muß jemand hinaus, er ruft es, laut und ungeduldig. Im Bus drin wird gelacht.

Viele Fahrgäste steigen bei der nächsten Haltestelle aus. Ich setze mich auf einen der braunen Sitze und entfalte meine Zeitung.

Löwenplatz — Bahnhof — Central — Pfauen. Der Kondukteur ruft die Haltestellen aus. Zwei Schülerinnen sitzen mir gegenüber. Die eine hat ihrer Mappe ein Heft entnommen und scheint mit ihrer Freundin die Hausaufgaben zu vergleichen. Ihre Augen erinnern mich an Alice. Sie hat dieselben Augen wie Alice.

Die nächste Haltestelle ist Zeltweg. Hier muß ich aussteigen. Die beiden Mädchen stehen bereits an der Türe und warten, bis sie sich öffnet.

Die Mädchen stehen auf der Strasse.

«Der im Bus drin hat mich immer so angeschaut», höre ich die eine zur andern sagen. Ich spüre, wie mir das Blut in den Kopf steigt.